

Großartig kleinteilig

Das Stadtmuseum erinnert im Ephraim-Palais mit historischen Fotos an „B

■ VON SVEN FELIX KELLERHOFF

Berlins innerste Mitte ist namenlos. Das begrünte Areal zwischen Spandauer und Gontardstraße, zwischen Marienkirche und Rotem Rathaus wird zwar von Touristen und selbst vielen Einheimischen gewöhnlich dem Alexanderplatz zugeschlagen, schon weil hier der Fernsehturm steht. Doch in Wirklichkeit ist der Platz rund um den hierher versetzten Neptunbrunnen anonym. Der angemessene Name des Areals, das mehrere Fußballfelder groß ist, wäre wohl „Altstadt“.

Denn genau hier lag einst der größte Teil des mittelalterlichen Berlins, im Viertel rund um die drittälteste Kirche der Stadt, die Marienkirche. Doch das weiß heute, außer Architekturhistorikern, geschichtsbewussten Stadtplanern und einigen wenigen Berlinern, so gut wie niemand mehr. Die Stiftung Stadtmuseum will diesem Mangel jetzt abhelfen und hat dazu die sehenswerte Ausstellung „Berlins vergessene Mitte“ über die Entwicklung des Stadtkerns zwischen 1840 und der Gegenwart erarbeitet. Ab morgen ist die Schau, die heute feierlich eröffnet wird, im Ephraim-Palais zu sehen.

Aufnahme aus dem Jahr 1840

Der Zeitrahmen ist gleich doppelt vorgegeben, erklärt Benedikt Goebel, der Kurator der Schau: Einerseits entstand die allererste Fotografie eines Berliner Motivs überhaupt im Frühjahr 1840, wenige Monate nach Erfindung des ersten chemischen Verfahrens zur Bilderzeugung. Die Aufnahme zeigte den traurigen Rest des Turms des alten Rathauses, der etwa dort stand, wo heute der Bürgersteig am Roten Rathaus an der Spandauer Ecke Rathausstraße vorbeiführt. Andererseits hat das Datum 1840 auch eine inhaltliche Berechtigung, denn in diesem Jahrzehnt begann die erste von mehreren Phasen des radikalen Umbaus des Stadtkerns, der schließlich, verschärft durch große Bombenschäden, zur hübsch begrünten, aber urban toten „vergessenen Mitte“ führte.

Das Ausstellungsteam um Goebel und Projektleiter Dominik Bartmann hat von



Die Petrikirche stand einst auf dem Petriplatz und wurde 1964 abgerissen

Beginn an auf originale Fotoabzüge gesetzt, die vielfach 150 Jahre oder älter sind. Das hat den Nachteil, dass nur wenige Aufnahmen größer sind als ein Bogen Briefpapier. Zugleich aber gibt das der Ausstellung den Reiz des Authentischen und beinahe etwas „Intimes“ wie Stadtmuseums-Chefin Franziska Nentwig sagt: Man muss tatsächlich nahe an die Fotos herantreten, um die teilweise schon arg ausgebleichen Details erkennen zu können. Die mehreren hundert Fotos dominieren die Schau deutlich; die übrigen Ex-

ponate, Architekturreste, einige kurze Filme und ein Modell der verschwundenen Petrikirche ergänzen die Ausstellung.

Obwohl das einst großartig kleinteilig bebaute Areal um die Marienkirche der Ausgangspunkt war, beschränkt sich die Schau nicht auf dieses Quartier. Ebenso werden der praktisch spurlos verschwundene Fischerkiez beleuchtet und das Börsenviertel, von dem außer der Heiliggeistkapelle nichts mehr existiert, sowie die Breite Straße, die von der Pracht- zur Durchgangsstraße degradiert wurde.

Berlins vergessene Mitte“

Großen Wert legt Goebel auf die Erkenntnis, dass nicht vor allem Zweiter Weltkrieg und die Vision einer „sozialistischen Hauptstadt“ Berlins Altstadt ruiniert haben. Vielmehr begann schon um das Jahr 1910 die massive Unzufriedenheit der damaligen Stadtväter mit dem Herzen Berlins. In mehreren Schüben wurden bis in die frühen 40er-Jahre hinein Visionen über das Abreißen der alten Häuser entwickelt; große Straßen und Wohnhochhäuser sollten an ihrer Stelle treten. In der Brutalität dieser „Visionen“ gegenüber dem Bestehenden unterschieden sich die demokratischen Kommunalpolitiker der 20er-Jahre kaum von den Nationalsozialisten oder Ulbrichts Fantasien.

Faszinierende Panoramen

Die meisten der Bilder waren selten oder noch nie zu sehen. Besonders eindrucksvoll sind die zahlreichen Panoramen professioneller Fotografen wie Max Missmann oder Dieter Breitenborn. Hinzu kommen Aufnahmen von Privatleuten, die in den 60er-Jahren die Reste der historischen Bebauung rund um die Marienkirche vor ihrem Abriss dokumentierten. Selbst für gute Kenner der Stadtgeschichte sind hier zahllose Neuentdeckungen möglich – zum Beispiel das Plakatmotiv, das Karl Johannes 1968 auf der neuen Mühlendammbrücke schoss. Es zeigt die erhaltenen Reste des Nikolaiviertels und den scheinbar aus dem Turm des Rathauses wachsenden Fernsehturm.

Ausdrücklich bezieht das Stadtmuseum im Streit um die künftige Gestaltung der Innenstadt keine Position. Kurator Goebel allerdings wünscht sich, dass mit der Berliner Tabula-rasa-Tradition in der Stadtplanung nach anderthalb Jahrhunderten endlich Schluss sein möge. Er ist nicht der einzige, der dies so sieht – zumal viele Angebote zeitgenössischer Architekten ästhetisch kaum wesentlich besser sind als DDR-Plattenbauten.

Ephraim-Palais, Poststraße 16, Mitte. Bis 27. März 2011. Di. – So. 10 – 18, Mi. bis 20 Uhr. Eintritt fünf, ermäßigt drei Euro, Rahmenprogramm unter www.stadtmuseum.de

Ein vergoldeter Türknauf erinnert an die Altstadt von Berlin

Wertvolles Zeugnis aus Privatpalais an der Friedrichsgracht

■ VON BRIGITTE SCHMIEMANN

Den Türknauf aus feuervergoldetem Messing, den ihre Mutter 1944 aus den Trümmern des zerbombten Elternhauses rettete, hat Leonie Francke (87) immer gehütet. Bis sie die Annonce des Stadtmuseums Berlin las, in der Zeugnisse des alten Berlins gesucht wurden. Jetzt wird das Überbleibsel des einst so stattlichen Privathauses an der Friedrichsgracht 58 in der Ausstellung „Berlins vergessene Mitte – Stadtkern 1840–2010“ einen Ehrenplatz erhalten. Schließlich ist er Zeugnis des mittelalterlichen Kerns von Berlin, der durch Modernisierung, Kriegszerstörung und sozialistische Hauptstadtplanung nur noch in wenigen Überresten zu erleben ist.

Fast 100 Jahre war das hochherrschaftliche Haus im Besitz ihrer Familie, bevor es am 21. Juni 1944 nach fünf Fliegerangriffen vernichtet wurde. Berlins letzte Zugbrücke, die Jungfernbrücke in der Nähe des ehemaligen Elternhauses von Leonie Francke, lässt erahnen, wie hübsch das Viertel einst ausgesehen haben muss – mit dem Spreearm fast holländisch anmutend. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts gehörte das Haus dem königlich preußischen Staatsminister Heinrich Rüdiger von Ilgen (1654–1728), der es als Privatpalais nutzte. Heute stehen dort in der Nähe des Auswärtigen Amtes Plattenbauten.

Um Berlinern und Neuberlinern zu zeigen, wie es in der Keimzelle Berlins einst ausgesehen hat, haben die Museumsmitarbeiter Fotografien, Panoramen und historische Luftaufnahmen zusammengetragen. Schon auf einem Plan aus dem Jahre 1688, dem ältesten, der in der Ausstellung zu sehen ist, ist das Elternhaus von Leonie Francke zu sehen. Bekannt war es unter dem Namen Possart-Haus, benannt nach dem Urgroßvater von Leonie Francke, die zusammen mit ihrem Mann nach dem Krieg nach Hannoversch Münden zog und noch heute dort wohnt. Die gebürtige Berlinerin weiß noch genau, wie es damals war, als der Angriff auf Berlin ihr Elternhaus in Schutt und Asche legte: „Meine Eltern waren verreist, mein Mann und ich erfuhren über Drahtfunk vom Angriff.

Wir eilten zur nahen Reichsbank, wo es einen fantastischen Keller gab.“

Später sei ihre Mutter amtlich aufgefordert worden, das Grundstück zu entrümpeln. Dabei habe sie den Türknauf und Teile eines schmiedeeisernen Treppengeländers gerettet. Ihre Mutter habe das Grundstück „freiwillig abgeben müssen“, als Entschädigung erhielt sie 50 Ostpfennig für einen Quadratmeter Land.

Prunkvolles Interieur

Gekauft hatte das Haus ursprünglich ihr Urgroßvater (mütterlicherseits), Eugen Possart – ein damals bekannter Kunstsammler und Rittergutbesitzer. „Er war befreundet mit dem Museumsfachmann Wilhelm von Bode und dem Schöneberger Bildhauer und Maler Reinhold Begas, der unser Treppenhaus an der Friedrichsgracht 58 mit zwei Reliefs und eine Kindergruppe aus Marmor geschmückt hat“, weiß Leonie Francke. Sie erinnert sich auch noch daran, dass es ein rotes, gelbes, blaues und braunes Zimmer gab, benannt nach der Farbe der Seidentapeten. Überhaupt seien in der Wohnung alle dekorativen Künste zu finden gewesen, die man heute nur noch auszugsweise in Schlössern und Museen antrifft: Auf Leinwand gespannte Wandgemälde, kostbares Porzellan, Schweizer Glasfenster und große Rokokokandelaber seien nur Beispiele. „So war es von meinen Eltern übernommen und erhalten, wir wohnten darin, feierten herrliche Feste, bis es zerstört wurde“, erinnert sich Leonie Francke.



Dieser Türknauf zierte einst das Haus an der Friedrichsgracht 58